

RHEINISCHES JAHRBUCH  
FÜR VOLKSKUNDE

INDUSTRIE-KULTUR  
STANDORTE IN NRW

Redaktion und Schriftleitung:  
H. L. Cox  
D.-M. Haverkamp

37. Band – 2007/2008

Vom „Schandfleck“ zum „Charme der Vergangenheit“ –  
Der Umgang mit dem baulichen Erbe der Wolltuchindustrie im  
Raum Verviers-Aachen-Euskirchen

VON DETLEF STENDER

Die einst herausragende Bedeutung der Wolltuchproduktion in dem Raum, der sich heute „Euregio Maas-Rhein“ nennt, ist in unserer Zeit kaum noch präsent und aus dem Bewusstsein der Region fast verschwunden. Und doch: Die letzten 300 Jahre hat die Wolltuchherstellung das Wirtschaftsleben im Gebiet zwischen Verviers, Aachen und Euskirchen wie keine andere Branche dominiert. Tausende von Menschen arbeiteten bereits im 18. Jahrhundert für die global agierenden Tuchverleger. Wolltuche aus Aachen, Monschau, Verviers, Euskirchen, Eupen oder Vaals waren weit über die Grenzen der Region bekannt. Die Armeen aus aller Welt kämpften in Uniformtuchen aus Verviers und Euskirchen.

Schon seit jeher produzierte die ländliche Bevölkerung der Region in häuslicher Arbeit aus Flachs und Wolle fast die gesamte Kleidung und die Textilien für den Alltagsbedarf. Eine besondere Eifeler Spezialität war Tirtey, ein einfacher Stoff aus Leinen und Wolle für Röcke, Hosen und Kleider. Sogar Unterröcke stellte man aus Wolle her. Für die häusliche Textilherstellung wurden schlicht die Rohstoffe verwandt, die in der ländlichen Umgebung zur Verfügung standen: Flachs und – vor allem in der Eifel – die Wolle aus der Schafhaltung. Der Webstuhl stand im Winter im Haus oder auf der Tenne und wurde im Sommer auseinandergebaut und auf dem Speicher gelagert. Fast jede Familie konnte in der Region also weben und spinnen.<sup>1</sup>

Daneben gab es aber auch die hauptberufliche Herstellung von grobem Wolltuch für einen regionalen Markt aus heimischer Wolle. Diese Produktion hatte sich den strengen Regeln der örtlichen Handwerkszünfte zu unterwerfen. Die Zünfte sorgten für einen gewissen Qualitätsstandard, beschränkten aber auch die Zahl der Webstühle und des Personals, um für alle Meister ein Auskommen zu sichern. Diese handwerkliche Produktion gewann vor allem in Aachen und Münstereifel eine große regionale Bedeutung. Die Markenware „Aachener Tuch“ war weithin bekannt und wurde in ganz Europa vertrieben. Die Münstereifeler Weber verkauften ihre Ware auf dem eigenen Markt – aber auch in Köln. Die Monschauer Grobtuche wurden durch Hausierer in der Umgegend angeboten und verkauft.

<sup>1</sup> Vgl. Timmermann 1987/88: 123ff.

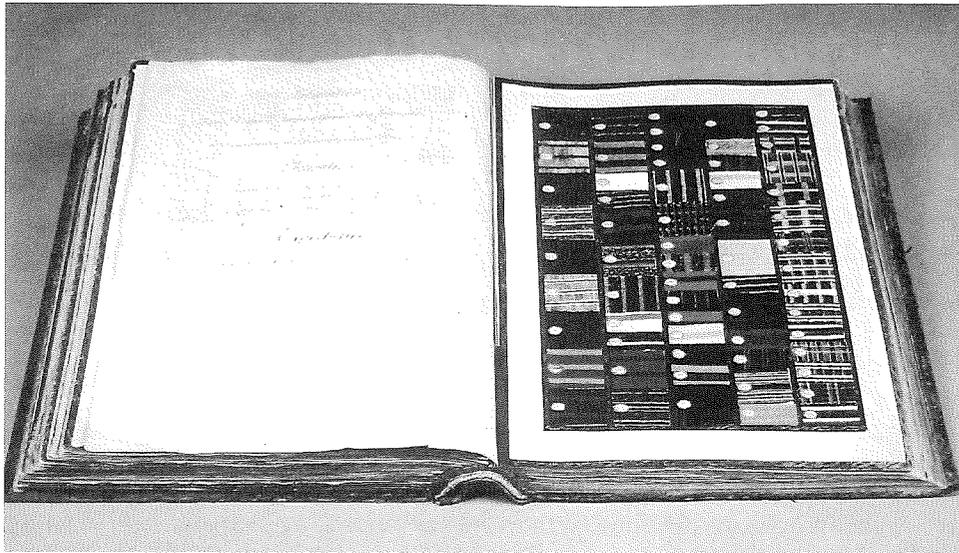


Abb. 1:  
Stoffmusterbuch der Monschauer Feintuchhersteller aus dem Jahr 1813 (Foto: Medienzentrum Rheinland).

### Heimarbeit für einen globalen Markt: die protoindustrielle Tuchherstellung

Dass die Zünfte sehr strikt die Ausbildungsnormen, die Betriebsgrößen, die Arbeitsverhältnisse und den Standard der Produkte regelten, stieß bei ehrgeizigen und expansionswilligen Tuchverlegern auf wenig Gegenliebe.<sup>2</sup> Der Tuchfabrikant Johann Arnold von Clermont prangerte 1788 in einer berühmten Streitschrift eines *Weltbürgers zum Wohl von Aachen* scharf diese Beschränkungen des freien Unternehmerteistes an und kritisierte den *Zunftzwang, der aller Industrie die Flügel lähmt, und selbst dem beste Genie den Muth sich empor zu bringen benimmt, weil er sich nie einer verhältnismäßigen größeren Erndte seines Fleißes erfreuen kann, sondern mit dem Trägen und Unwissenden gleich schritt zu halten gezwungen ist* (zit. nach Ebeling 2000: 17). Die Behinderung der Produktionsmöglichkeiten in Aachen hatte zur Folge, dass viele ehrgeizige Tuchfabrikanten die Stadt als Produktionsstandort verließen und ihre Firmensitze in Nachbarorte ohne Zunftzwang verlegten: nach Burtscheid (heute ein Stadtteil von Aachen), Monschau, Imgenbroich, Stolberg, Eupen oder Vaals. Gänzlich unbeschränkt konnte sich dort nun die Feintuchproduktion für einen größeren Markt entwickeln, die den Aachener Handwerkern bald schwer zu schaffen machte.

<sup>2</sup> Vgl. zur vorindustriellen Feintuch-Tuchherstellung vor allem Ebeling 2000, Gilson 1997, Mangold 1994, Schmidt 2000 und Herrebout 2004.

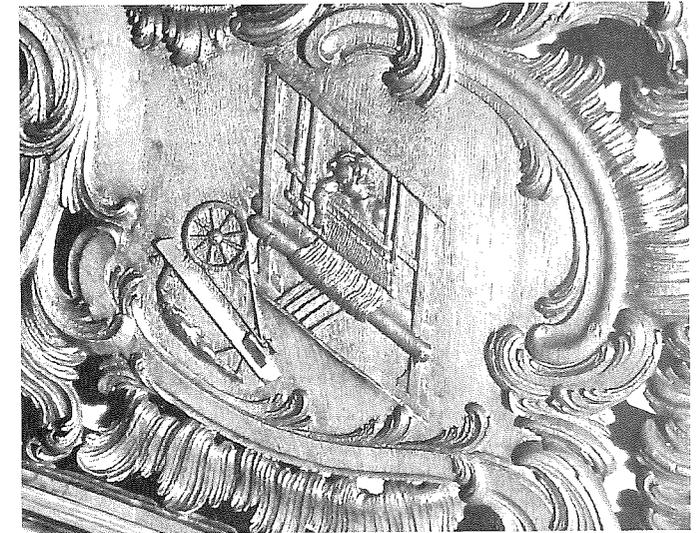


Abb. 2:  
Auf der Treppe des Roten Hauses in Monschau werden alle Schritte der Wolltuchherstellung im Stile des Rokoko dargestellt – hier das Handweben (Foto: Rheinisches Amt für Denkmalpflege; Silvia M. Wolf).

Die Feintuchhersteller produzierten im 17. und 18. Jahrhundert Tuche ganz neuer Qualität: Sie importierten feine Wolle aus Spanien und verarbeiteten diese zu edlen, teilweise fast seidenartigen Tuchen (s. Abb. 1). Die Tuchmacher rund um Aachen entwickelten auch neue Muster, um weitere, überregionale Märkte zu erobern und hatten damit großen Erfolg: Johann Heinrich Scheibler begann in Monschau die Wolle bereits vor der weiteren Verarbeitung zu färben und sie anschließend zu verschiedenartig gemusterten Stoffen mit leuchtenden, fast grellen Farben verarbeiten zu lassen, die sogar dem Geschmack anspruchsvoller Haremsdamen genügen konnten. Bei der Färbung, die eine ganz zentrale Rolle spielte, kam ihm das sehr kalkarme Wasser der Rur entgegen, das wunderbar strahlende Farben ermöglichte. Die Tuchmacher aus der Region konnten mit ihren Produkten in ganz Europa, Russland, in der Levante und in Ostindien Furore machen! Es hatte sich also in der Region auf der Basis der reinen Handarbeit eine – was Rohstoffe und Absatzmärkte betraf – wahrlich global agierende neue Branche entwickelt.

Dabei entstand rasch ein neuartiges Produktionssystem, das die Wirtschaftsstruktur der ganzen Region prägen sollte. Die Tuchverleger beschafften die Wolle, gaben aber die Arbeit des Spinnens und Webens an Heimarbeiter in ländlichen Gegenden ab. Die arme Landbevölkerung in der Eifel, im Limburger Land und rund um Verviers war heilfroh, im Winter, in dem es sonst kaum etwas zu verdienen gab, sich mit der Geld bringenden Tuchherstellung beschäftigen zu können. Statt Flachs oder grober Eifelwolle hatte man jetzt feine spanische Merinowolle nach genauen Angaben der Verleger zu verarbeiten. Ende des 18. Jahrhunderts waren mit der Heimarbeit im Limburger Land 30.000 und im Raum rund um Verviers 25.000 Menschen für die Tuchverleger der Region beschäftigt! In einer Beschreibung der „Tuchmanufaktur zu Eupen“, hieß es 1796: *Es wird in Eupen nicht ein Stück Tuch bey dem Fabrikant im Hause gewebet [...] Nun siebet der Fabrikant von allen Verrichtungen*

nichts, die dazu gehören, ein Stück Tuch aus der Wolle herzustellen, und bekümmert sich auch nicht darum, bis ihm der Tuchmacher das verfertigte Tuch überliefert (Anonym 1796: 64f.).

Nach dem Weben erfolgte die enorm wichtige Appretur. Zur Appretur – der Schlussbehandlung des Tuches, die über die Feinheit, den Griff und das Erscheinungsbild der Tuches entschied – gehörte u.a. das Walken in speziellen Walkmühlen, das Pressen, Aufrauhnen und anschließende Scheren des Tuches. Vor allem das gefühlvolle Scheren von Hand mit riesigen, schweren Scheren spielte eine zentrale Rolle. Einige Tuchmacher beschäftigten allein 50 bis 100 Scherer, die als Fachkräfte zum Teil von weither angeworben wurden und besonders in Monschau und Eupen eigene soziale Gruppen von selbstbewussten Lohnarbeitern mit entsprechender Konfliktbereitschaft bildeten.

### Kleine Schlösser – die Werkgebäude der frühen Tuchverleger

Die Werkgebäude der Tuchmacher aus dem 17. und vor allem dem 18. Jahrhundert waren noch keine reinen Produktionsgebäude, sondern verbanden private und gewerbliche Nutzung. Sie ähnelten in dieser Beziehung eher Kaufmannshäusern als Fabriken. Die großen Tuchmacherhäuser dienten zunächst als Kontor und Lager für Wolle, Garne und Fertigwaren. Teilweise wurde auch das Waschen und Färben der Wolle dort verrichtet. Für das Scheren wurden – vor allem in Eupen – rückwärtig kleinere Gebäude, so genannte „Schererwinkel“ (s. Abb. 3), erbaut, damit auch diese Arbeit unter Aufsicht der Fabrikanten geschehen konnte.



Abb. 3: Schererwinkel (rechts auf der Rückseite eines Eupener Tuchmacherhauses (Foto: Rheinisches Industriemuseum Euskirchen; Detlef Stender 2007).

Da die Hauptarbeit am Tuch – das Krempeln, Spinnen und Weben – in Heimarbeit nach außen vergeben wurde, war der Platzbedarf für die Tuchproduktion in diesen Gebäuden bei weitem nicht so groß wie später in den eigentlichen Tuchfabriken. Daher war es – wie bei Kaufleuten – üblich, dass ein gewichtiger Teil dieser Werkbauten auch als Privat- und Wohnräume der Tuchverleger genutzt wurde. Die gut verdienenden, „neureichen“ Unternehmer richteten sich im 18. Jahrhundert äußerst repräsentative und prachtvoll ausgestattete Häuser ein, die vor allem im Inneren mit fast feudalem Luxus prunkten: Stuck, reiche Möblierung, aufwändige Treppenhäuser waren selbstverständlich. Aber auch im Äußeren ist der Reichtum an den Gebäuden abzulesen: In der Regel handelte es sich um relativ hohe, mehrgeschossige Steinbauten mit geputzten und reich gegliederten und verzierten Fassaden – statt einfachem Fachwerk. Ein Element aus der Feudalarchitektur nehmen verschiedene große Tuchmacheranlagen in Monschau, Eupen, Vaals und Verviers auf: Sie sind in einer dreiflügeligen U-Form gebaut, die zur offenen Seite einen cour d' honneur bildet, einen Ehrenhof, wie man ihn aus der Schlossarchitektur kennt. Die erfolgreichen Feintuchfabrikanten waren auf ihren Reichtum stolz und wollten ihn auch öffentlich zeigen – zum Beispiel in der aufwändigen Ausstattung ihrer Neubauten. Johann Arnold von Clermont ließ in sein neues Gebäude (s. Abb. 4) meißeln: *SPERO INUIDIAM – Ich hoffe auf Neid* und bezeichnete mit einem mächtigen Obelisk eigens die Grenze und Größe seiner Besitzungen in Vaals. Auch das Rote Haus, 1756-65 von der höchst erfolgreichen Tuchmacherfamilie Scheibler in Monschau erbaut (vgl. Abb. 2), hatte und hat die Ausstrahlung einer *steingewordenen Selbstdarstellung* (John 1998: 10).

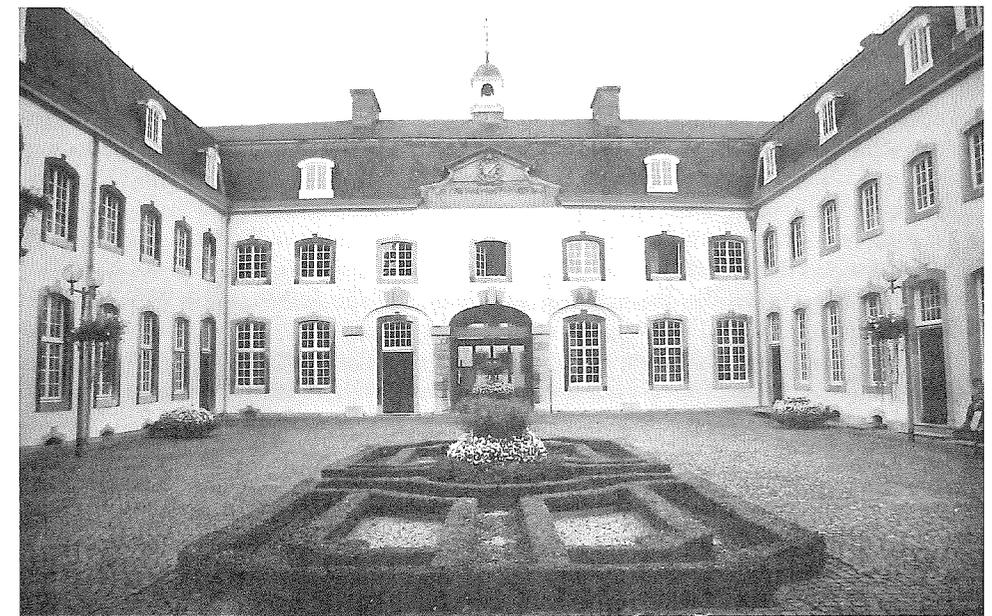


Abb. 4: Schlossarchitektur – das größte vorindustrielle Tuchmachegebäude der Region, errichtet 1761-65 in Vaals im Auftrag von Johann Arnold von Clermont (Foto: Rheinisches Industriemuseum Euskirchen; Detlef Stender 2005).

Eine technisch bedingte Architektur gab es bei diesen Werkbauten nicht. Lediglich die hohen, geräumigen Dächer, die zur Lagerung und Trocknung dienten, lassen auf einen besonderen Zweck schließen. Gebaut wurde entsprechend der zeitgenössischen Architektursprache. Da die Wolle im Keller zumeist gewaschen und gefärbt wurde, lagen diese repräsentativen Gebäude in der Regel zudem größtenteils an einem Gewässer.

### Dampfmaschine, Eisenbahn und Überseewolle – das Fabrikzeitalter

Anfang des 19. Jahrhunderts begann eine neue Epoche, die die Organisation und Architektur der Tuchproduktion grundlegend umkrempeln sollte: Es wurden Maschinen entwickelt und eingesetzt, mit denen sich sehr viel schneller und effektiver spinnen ließ als mit dem ehrwürdigen Handrad. In Verviers gelang es William Cockerill um 1800 zum ersten Male auf dem Kontinent, eine mechanische Spinnmaschine für Wollgarne zu entwickeln. An ihr konnten drei Personen 400 Garnstränge pro Tag produzieren. Für diese Arbeit waren früher 200 Personen erforderlich gewesen! Auch die bislang sehr arbeitsaufwändigen Prozesse des Rauhens und Scherens des Tuchs wurden nun mechanisiert. Das führte in Eupen zu scharfen Protesten und zu einem dramatischen Maschinensturm der Scherer, die sich ihrer angestammten Tätigkeit beraubt sahen. Im April 1821 stürmten am Eupener Werthplatz mehrere hundert Scherer den Hof eines großen Tuchfabrikanten, zerstörten eine frisch angelieferte, neue Schermaschine und versenkten die demolierten Teile im Stadtbach. Aber letztlich konnten auch solch spektakuläre Aktionen die neue Technik nicht dauerhaft aufhalten. 1824 arbeiteten in der Region Verviers bereits 20 Schermaschinen.<sup>3</sup>

Eine kleine Chronologie der Neueinführungen von Maschinen in Verviers verdeutlicht die rasante technische Entwicklung, die die Wolltuchverarbeitung Anfang des 19. Jahrhunderts nahm: automatische Krätze 1802, hydraulische Presse 1810, Dampfmaschine 1816, halbautomatische Spinnmaschine (mule jenny) 1818, Schermaschine 1818, Raumaschine 1826, Zylinderwalke 1840. Eine natürliche Begrenzung der maschinellen Tuchherstellung – für das schwere Walken und all die neuen Maschinen, die eine externe Kraftquelle brauchten – war zunächst allerdings noch die begrenzte Antriebsenergie. Die Kraft des Wasserrades reichte oft nicht aus, wenn im Sommer die Bäche und Flüsse wenig Wasser führten oder gar ganz trocken fielen. Ab den 1820er Jahren hielt aber langsam die Dampfmaschine als Ergänzung und später als Ersatz der Wasserkraft ihren Einzug. Hinzu kam, dass der Transport von Überseewolle, die deutlich bessere Qualität als die einheimische Wolle aufwies, durch Dampfschiffe und Eisenbahnen immer leichter wurde.

Wer Mitte des 19. Jahrhunderts mit Gewinn Tuch produzieren wollte, musste also neue Textilmaschinen, einen Dampfkessel und eine Dampfmaschine anschaffen, und er musste einfach und preiswert an Kohle kommen und Wolle aus Übersee heranschaffen können. Die Eisenbahn verbesserte nun für einige Orte den Verkehrsanschluss grundlegend. Aber wo die Eisenbahn spät kam, gab es Probleme: In diesem Moment verlagerte sich die Tuchherstellung aus der Eifel an den Eifelrand: nach Verviers in Belgien und nach Aachen, Düren und Euskirchen in Deutschland, wo frühzeitig gute Verkehrsbedingungen bestanden und ebenfalls noch gutes Wasser verfügbar war. Aachen wurde 1841 an das Eisenbahnnetz angeschlossen, Verviers 1844, Eupen und Euskirchen 1864, Monschau aber erst 1885 und

<sup>3</sup> Vgl. zur Phase der Hochindustrialisierung Gilson 1997, Gilson 1998, Minke 1997; Rouette 1992; Ruland 1988; Stender 2001 und Herrebout 2004.

Münstereifel 1890. Hinzu kam, dass die alteingesessenen Tuchmacherdynastien (zum Beispiel in Monschau), die mit besonders innovativen und qualitätsvollen Produkten ihre Bedeutung und Berühmtheit erlangt hatten, große Schwierigkeiten hatten, sich auf die billige Massenproduktion einzustellen, die im 19. Jahrhundert zunehmend die Märkte dominierte. In Eupen reduzierte sich die Arbeiterschaft von gut 6.000 Arbeitern 1812 auf nur noch 3.000 im Jahr 1831. 1908 schloss in Monschau der letzte wollverarbeitende Betrieb. Mit dem langsamen Niedergang in alten Tuchmacherorten Eupen, Monschau, Roettgen oder Münstereifel wanderten die qualifizierten Arbeitskräfte notgedrungen nach Aachen, Verviers oder Euskirchen ab. Etliche Arbeiter pendelten – zum Teil unter großen Mühen und Entbehrungen – zu den neuen Fabriken in der Stadt.

Welche rasante Entwicklung hingegen Verviers nahm, mag man daran erkennen, dass dort 1854 bereits 212 Dampfmaschinen arbeiten, davon 143 für die Wolltuchindustrie! Mitte der 1850er Jahre steigerte sich die Produktion von Wolltuchen in Verviers pro Jahr im Durchschnitt um 10%. Verviers galt als Hochburg für die Einführung technischer Neuerungen in der Wolltuchindustrie – und als praktische „Akademie“ der Wolltuchproduktion. Gleiches galt für Aachen mit seiner 1883 gegründeten „Königlichen Webschule“. Die Stärke der Aachener Region blieb das feine Tuch aus leichteren Kammgarnstoffen. In Euskirchen spezialisierte man sich auf robustere Streichgarntuche, Loden und Uniformtuche. In Verviers entwickelte sich neben der Herstellung von Uniform- und Streichgarntuchen zugleich eine starke Wollwäscherei und ein bedeutender Wollhandel, der schnell Aachen den Rang ablief.

In der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts setzte sich dann in der Wolltuchherstellung langsam der mechanische Webstuhl durch. Erst jetzt wurde auch die Weberei nicht mehr als Heimarbeit vergeben, sondern in der Fabrik an dampfmaschinenbetriebenen Webstühlen erledigt. Das bedeutete den Niedergang eines ganzen Berufsstandes: Die vielen Handwerker mussten ihr „selbstständiges“ Gewerbe im eigenen Haus aufgeben. Ihre größte Blütezeit erlebte die industrielle Tuchindustrie von Mitte des 19. Jahrhunderts bis zum Ausbruch des Ersten Weltkriegs. In Verviers waren bereits 1843 in 768 Betrieben 18.153 Arbeiter beschäftigt. In Deutschland sind die höchsten Beschäftigtenzahlen erst nach der Gründerzeit zu verzeichnen: 1889 zählte Aachen 151 Betriebe mit 13.671 Beschäftigten. Und selbst im kleinen Euskirchen existierten vor 1914 insgesamt 21 Tuchfabriken mit zusammen 1.187 Beschäftigten, die gut zwei Drittel aller Industriearbeiter der Stadt ausmachten. Darüber hinaus zog die Tuchindustrie in den neuen Zentren Aachen und Verviers weitere Betriebe an: eine Zulieferindustrie, die Textilmaschinen, Lederriemen, Schermesser, Kratzenbänder und vieles mehr für die Tuchindustrie herstellte.

### Die große Fabrik – die Bauten aus dem Industriezeitalter

Aus dem 19. und frühen 20. Jahrhundert stammen – analog zur rasanten technischen und wirtschaftlichen Entwicklung – auch die bedeutenden großen Fabrikbauten der Tuchindustrie. Die dezentrale Produktionsform fand langsam ihr Ende. Verschiedene Arbeitsschritte (zunächst vor allem das Krempeln, Spinnen, und Scheren, später auch das Walken) wurden zu Beginn des 19. Jahrhunderts langsam unter einem Dach versammelt. Aus Heimarbeit wurde Fabrikarbeit. Die großen, schwerfälligen neuen Maschinen brauchten viel Platz und große Räume. Der Einsatz der Dampfmaschine seit der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts erzwang die große Fabrik mit Zentralantrieb für viele Maschinen. So entstan-



Abb. 5:  
In der Tuchfabrik von Iwan Simonis, 1810 im englischen Stil erbaut, liefen die ersten Wollspinnmaschinen des Kontinents (Foto: Rheinisches Industriemuseum Euskirchen; Detlef Stender 2001).

den zunächst sehr funktionale und relativ schmucklose Hochbauten im englischen Stil: Lang und hoch waren diese Gebäude, hatten unzählige große Fenster, die in regelmäßigen Achsen die gesamte Fassade überzogen. Diese großen Fabriken standen wie riesige Quader fremdartig in der Landschaft. Den Beginn einer neuen Dimension bezeichnete die Tuchfabrik, die Bernhard Scheibler bereits Ende des 18. Jahrhunderts auf dem Burgau in Monschau errichten ließ. Sie umfasste 19 Fensterachsen und 4 Stockwerke. Scheibler war seiner Zeit gleichsam voraus. Er zentralisierte die Arbeit in der Fabrik, bevor es technisch zwingend notwendig war. Im Vergleich zu den bis dahin in Monschau üblichen – bereits stattlichen – Werkbauten war das neue Gebäude auf der Burgau ein Riese! Leider ist dieses Gebäude heute nicht mehr erhalten. Gigantisch groß dürfte 1810 auf die Zeitgenossen auch die neue Tuchfabrik des Iwan Simonis (s. Abb. 5) mit 21 Fensterachsen und sechseinhalb Stockwerken gewirkt haben – die wohl größte Tuchfabrik jener Zeit in der Region. Eine der frühen stattlichen Tuchfabriken in Aachen war die heute noch erhaltene, so genannte „Barockfabrik“ (s. Abb. 6), in der ab 1822 Aachens zweite Dampfmaschine Walk-, Spinn- und Schermaschinen antrieb. Aber auch in Kornelimünster, also mitten auf dem Land, wurde in den 1830er Jahren eine Tuchfabrik mit 17 Fensterachsen (aber „nur“ dreieinhalb Stockwerken) errichtet (vgl. Abb. 14).



Abb. 6:  
Die Tuchfabrik Startz in Aachen wurde 1820 erbaut und erhielt 1822 eine Dampfmaschine (Foto: Rheinisches Industriemuseum Euskirchen 1950).

In der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts werden dann die Bauformen der Tuchfabriken immer vielfältiger. In der Hochzeit der Historismus finden sich Tuchfabriken mit Elementen des Burgenbaustils dekoriert (Tuchfabrik Lückcrath in Euskirchen, Tuchfabrik Peters in Eupen, Tuchfabrik Niessen (s. Abb. 7) und Tuchfabrik Lochner in Aachen).

Eine grundlegende Neuerung war dann der Wechsel vom Hochbau zum Flachbau, zur Shedhalle. Während es zur Zeit des Zentralantriebs effektiver war, kompakte Hochbauten mit mehreren Stockwerken zu errichten, weil in ihnen die Kraftübertragung von der zentralen Energiequelle (Mühlrad, Turbine und Dampfmaschine) leichter war, änderte sich das mit der Einführung des Einzelantriebs. In dem Moment, als die Textilmaschinen mit einzelnen Elektromotoren ausgestattet werden konnten, erschien es effektiver, Flachbauten zu errichten, die die Transporte erleichtern und mit den neuen Sheddächern (s. Abb. 8) eine sehr viel bessere und preiswertere natürliche Beleuchtung ermöglichen. Typische Sheddach-Architekturen finden sich zum Beispiel in Euskirchen bei der Tuchfabrik Ruhr-Lückcrath, bei der Wollwäscherei Traitex in Verviers oder der Spinnerei Kutsch in Aachen-Brand. Aus der Zwischenkriegszeit sind – aufgrund der wirtschaftlichen Probleme – nur wenige Neubauten zu registrieren: Typisch für die Zeit sind etwa die Rheinischen Wollwerke Gronen in Monschau mit Anklängen an den Stil der neuen Sachlichkeit.

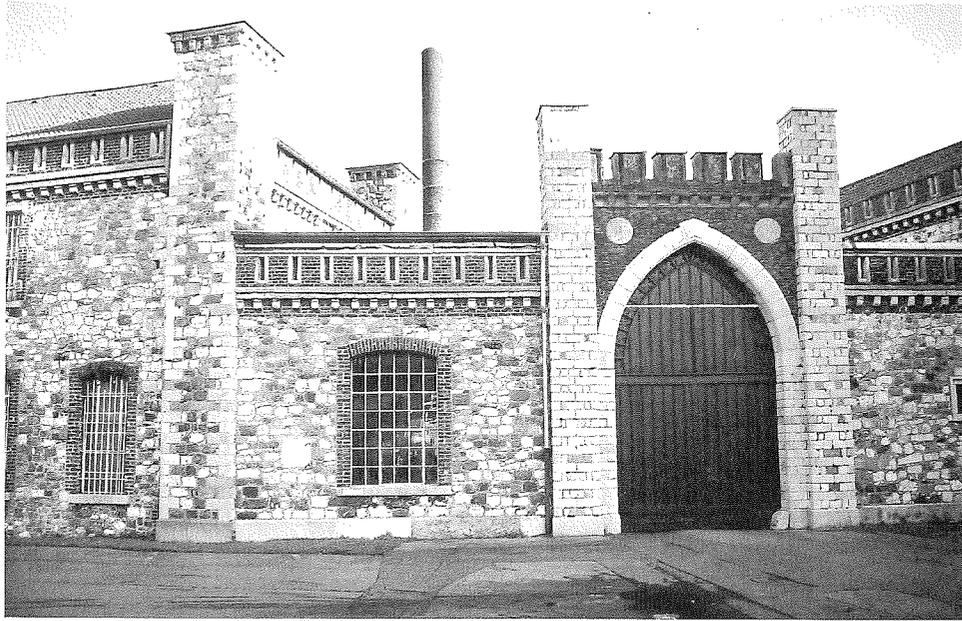


Abb. 7:  
Moderne Technik in historischem Gewand. Die Textilfabrik Niessen, erbaut 1885 (Foto: Rheinisches Industriemuseum Euskirchen; Detlef Stender 2001).



Abb. 8:  
Sheddach-Architektur in Monschau-Dreistegen (Foto: Rheinisches Industriemuseum Euskirchen; Detlef Stender 2001).

### Untergang ohne Tragödie

Die Jahre zwischen den Weltkriegen erwiesen sich als eine Phase der technischen und konjunkturellen Stagnation. Die Eupener Tuchindustrie geriet zudem in Schwierigkeiten, weil der angestammte Absatzmarkt Deutschland nun hinter der deutsch-belgischen Grenze lag. Besonders schmerzlich spürbar wurde dies, als Deutschland 1932 die Einfuhrzölle drastisch anhob. Doch eine einschneidende Wende bahnte sich erst in der Nachkriegszeit an: Die Europäische Wirtschaftsgemeinschaft öffnete 1956 die Grenzen für Importe aus ganz Europa. Insbesondere die Tuchindustrie aus Prato (bei Florenz) etablierte sich mit billiger Reißwolle, niedrigen Lohn- und Sozialkosten und sehr modischen Mustern schnell zu einem harten Konkurrenten der Tuchindustrie im Gebiet Euregio. Hinzu kam, dass Wollstoffe seit den 1950er Jahren immer mehr aus der Mode kamen. Jeans, Lederjacken, Pullover, Sweatshirts, Parkas und Regenjacken mit neuen Materialien ersetzten zunehmend Sakko, Stoffhose, Anzug, Kostüm und den traditionellen Wollmantel.<sup>4</sup>

Die kapitalkräftigeren Betriebe reagierten mit einer konsequenten Automatisierungs- und Rationalisierungsstrategie. Sie investierten massiv in neue Maschinen, was die Produktivität und Lieferungskapazität erheblich vergrößerte. Das brachte das Aus für viele kleine Tuchfabriken, die dem Preisdruck nicht standhalten und ihren Maschinenpark nicht mehr grundsätzlich erneuern konnten. Verzweifelte Rufe nach einer Schutzmauer gegen die Billigimporte durch hohe Zölle fruchteten wenig. Das deutsche Wirtschaftsministerium riet den Tuchindustriellen fast zynisch, *mit der nötigen Aufgeschlossenheit den Erfordernissen einer wirtschaftlichen Integration in Europa Rechnung zu tragen* (Stadtarchiv Euskirchen IV 2001). Im Laufe der 1970er, 1980er und 1990er Jahre bekamen nach und nach auch die kapitalkräftigeren und modernisierungsorientierten Betriebe Schwierigkeiten. Nicht zuletzt, weil der technische Fortschritt ständig kapital fressende Investitionen erforderte, die Betriebe aber ihre – noch gar nicht so alten – Maschinen immer wieder in die Niedriglohnländer verkauften. Die Konkurrenz blieb ihnen schon aus diesem Grund ständig dicht auf den Fersen.

Was ist geblieben? Die mechanischen Webstühle um 1900 schafften ungefähr 60 bis 70 Schuss pro Minute, die modernen Webmaschinen 800 bis 1.200. Da ist es nicht verwunderlich, dass in der ganzen Region nur noch wenige zeitgemäß ausgerüstete Tuchfabriken produzieren. Oft haben diese nur überleben können, weil sie sich auf eine besondere Nischenproduktion konzentrieren: die Firma Iwan Simonis in Verviers zum Beispiel auf Billardtuche, die Firma Heimbach in Düren auf Gewebe für Papiermaschinen oder die Firma Anker, ebenfalls in Düren, auf Teppichböden, die für die spezifischen Anforderungen von Hotels, Kliniken und Flugzeugen hergestellt werden.

Der Niedergang der Tuchindustrie verlief still und fast undramatisch – im Gegensatz zu den Betriebsschließungen der Montanindustrie. Über die Gründe dafür kann man nur spekulieren: Ein Grund dafür war sicherlich die schwächere Lobby der Textilindustrie – auf Arbeitgeber- wie auf Arbeitnehmerseite. Ein anderer Grund ist in kleineren Dimensionen der Tuchindustrie zu sehen: Meist waren nur Dutzende oder Hunderte, aber nicht gleich Tausende von Menschen von einer Betriebsschließung betroffen. Der Niedergang der Branche vollzog sich gewissermaßen in kleinen und daher besser verdaulichen Portionen. Bis Ende der 1960er Jahre fanden die freigesetzten Arbeiter auch relativ leicht neue Tätig-

<sup>4</sup> Vgl. zur Krise der Tuchindustrie in der Nachkriegszeit Stender 1998.

keiten – fielen also nicht automatisch der Arbeitslosigkeit anheim. Sicher hat auch eine Rolle gespielt, dass in der Textilindustrie vergleichsweise viele Frauen arbeiteten und der Verlust eines Frauenarbeitsplatzes in der Öffentlichkeit weniger tragisch eingeschätzt wurde als der eines Mannes. Es mag eine Rolle spielen, dass die Berufe in der Montanindustrie eine ganz andere öffentliche Wahrnehmung und Wertschätzung fanden. Der Stahlkocher, der Bergmann – das sind fast schon mytische Figuren, quasi der Inbegriff für industrielle Arbeit überhaupt. Man erinnere sich nur, wie beliebt bei vielen Politikern der Besuch „unter Tage“ war. Der weiße Steiger-Anzug, das schwarze Gesicht – das war der Inbegriff der Solidarität mit der Arbeiterschaft. Die Textilfabriken boten nichts Vergleichbares – obwohl auch von ihrem Gedeih und Verderb das Schicksal vieler Städte in der Region abhing.

Ein wichtiger Grund für den gleichsam undramatischen Niedergang mag aber auch in dem baulichen Erbe liegen, das wir hier näher behandeln wollen. Schon von ihrer Form und Dimension sind die Bauten der Tuchfabrikation im Stadtbild eher unauffällig und nur sehr selten wirklich dominierend. Und sie lassen sich grundsätzlich leichter umnutzen als zum Beispiel ein Stahlwerk oder ein Förderturm, deren Nutzung technisch fast alternativlos festgelegt ist. Die klassische Wolltuchfabrik war – im Vergleich zu den Anlagen der Montanindustrie – eher klein. Die Wolltuchverarbeitung wurde in der Regel auch in etwas geringerem Umfang als die Baumwollverarbeitung organisiert, weil die relativ ungleichmäßige Wolle – jede Partie kann etwas anders ausfallen – sich schlechter als die Baumwolle zu einer Massenverarbeitung im ganz großen Stil eignet. Eine kleine oder mittlere leer stehende Fabrik war aus städtebaulicher Sicht oder aus Sicht der Bevölkerung ein kleineres Problem als eine stillstehende Stahlhütte, ein Förderturm außer Betrieb oder ein großflächiges Fabrikareal im Verfall. Während die Großanlagen der Montanindustrie ganze Städte auch optisch dominieren, ist das bei Tuchfabriken kaum der Fall. Und ganz wichtig aus Sicht des neuen Besitzers: Die Räume einer Tuchfabrik sind gewissermaßen „nutzungsneutral“. Nach einer Beseitigung der vergleichsweise kleinen Maschinen lassen sich die großen leeren Räume, die dann übrig bleiben, leichter anderen Nutzungen zuführen.

#### Vom Tuchmacherhof zum Regierungssitz – die Umnutzung der frühen Werkbauten

Doch auch bei den Bauten der Tuchfabrikation gab und gibt es ganz unterschiedliche Formen des Umnutzung. Wie mit einem Gebäude umgegangen wurde, variiert sehr stark nach dessen Alter, Größe und Ausstattung und – nicht zuletzt – dem Zeitpunkt der Umnutzung.<sup>5</sup> Die geringsten Probleme bereiteten die hochwertig ausgestatteten Werkbauten aus frühindustrieller Zeit. Da sie zumeist bereits teilweise für eine private Nutzung mit kleinformatigen Innenräumen erbaut wurden, bereitete die Umnutzung relativ wenig Probleme, weil geringfügig Technik zu beseitigen und keine überdimensionalen Raumeinheiten neu zu gliedern waren. Ganz im Gegenteil: Die hochwertige Ausstattung – durch das Repräsentationsbedürfnis der Tuchmacher – ließ sich meist gut mit modernen Repräsentati-

<sup>5</sup> Die meisten Informationen zur aktuellen Nutzung und Umnutzung stammen aus eigener Anschauung und Recherche sowie den – wegweisenden und nach wir vor grundlegenden – Bänden von Gerhard Fehl u.a. 1991 und 1995. Für Aachen vgl. Buhren 2002, Gilson 1998, Günter 2001, für Verviers Société Royale Belge 2002. Kleine Biografien und Darstellungen von einzelnen Tuchfabriken der gesamten Region bietet auch die Internetseite des Vereins der Industriemuseen in der Euregio Maas-Rhein: [www.industriemuseen-emr.de](http://www.industriemuseen-emr.de) sowie die Internetpräsentation [www.techniktoeren.de](http://www.techniktoeren.de). Allgemein zur Industriedenkmalpflege und der Fragestellung der Umnutzung vgl. Föhl 1995, Föhl 2000 und Kierdorf/Hassler 2000.

onsansprüchen verbinden. Viele Gebäude verwandeln sich also nach Auslaufen der Nutzung als Produktionsgebäude im 19. und frühen 20. Jahrhundert eher undramatisch – und oft auch ohne große bauliche Eingriffe – in Wohngebäude. So etwa die bereits 1675 erbaute Tuchmanufaktur Peltzer in Verviers (Rue du Moulin 13), die 1924 zu Wohnzwecken umgenutzt wurde, oder das unmittelbar an das Rote Haus angrenzende Tuschschererhaus (Stadtstr. 6) in Monschau, in dem schon 1883 von der Gemeinde Wohnungen eingerichtet wurden. Um so größer und repräsentativer die Architektur ausfiel, um so zentraler die Lage, um so wahrscheinlicher war aber auch eine öffentliche Umnutzung. Besonders prominente Beispiele finden sich vor allem in Eupen, in dem viele Tuchmachergebäude frühzeitig hochwertig umgenutzt wurden. Dabei mag eine Rolle spielen, dass in Eupen mehr als in jeder anderen Stadt der Region die Erinnerung an die Tuchgeschichte im öffentlichen Bewusstsein lebendig geblieben ist. Der ehemalige Tuchmacherhof der Eupener Tuchmacherefamilie Grand Ry, 1761-63 erbaut von dem Barockbaumeister Johann Joseph Couven (Klötzerbahn 32-34), verwandelte sich zwischen 1893 und 1978 in ein Postgebäude und dient heute höchsten Zwecken: Es ist inzwischen das Regierungsgebäude der Deutschsprachigen Gemeinschaft! Direkt gegenüber liegt ein weiterer Bau der Familie Grand Ry aus dem Jahr 1757 mit einem prachtvollen, stuckverzierten Treppenhaus und Holzarbeiten aus dem Rokoko und Empire. Er erlebt seit 1980 eine zweite Karriere als Gerichtsgebäude (vgl. Abb. 3). Der 1724 vom bekannten Baumeister Laurenz Mefferdatis entworfene, wunderbare Tuchmacherbau des Kaufmanns Martin Rehrmann (Kapernberg 2-4) mit zwei gestaffelten Innenhöfen wurde bereits seit 1890 als Lehranstalt genutzt. Heute beherbergt er das Staatsarchiv (s. Abb. 9). Nur wenige Häuser weiter (Kapernberg 8) bietet das ehemalige Werkgebäude des Christian Bernhard Sternickel seit Beginn der 1980er Jahre dem Parlament der Deutschsprachigen Gemeinschaft Unterkunft.



Abb. 9: Das Anwesen des Tuchfabrikanten Martin Rehrmann von 1724 beherbergt heute das Staatsarchiv der Deutschsprachigen Gemeinschaft (Foto: Rheinisches Industriemuseum Euskirchen; Detlef Stender 2006).

Im niederländischen Vaals wird das mächtige, ebenfalls dreiflügelige Palais – 1761–65 von dem aus Aachen ausgewanderten Tuchmacher Johann Arnold von Clermont als Wohngebäude und Fabrik errichtet – seit 1981 als Rathaus der Gemeinde genutzt (vgl. Abb. 4). Vaalsbroek bei Vaals – eine Kombination aus einer Mühle, die im 19. Jahrhundert auch als Tuchwalkmühle und Spinnerei betrieben wurde, und der schlossartigen Sommerresidenz des Johann Arnold von Clermont – wird seit 1974 durch ein Hotel und Konferenzzentrum mit neuem Leben erfüllt.

Nicht immer bedeutet die Umnutzung für Wohnzwecke oder für öffentliche Einrichtungen, dass die Gebäude optimal erhalten wurden. Das Wohnen erfordert oft kleinteiligere, die öffentliche Nutzung häufig größere Raumvolumina, als ursprünglich gegeben waren. Oftmals ging auch zwischen der Mitte des 19. und der Mitte des 20. Jahrhunderts das ursprüngliche Interieur, das ja einen wichtigen Teil dieser Repräsentativbauten ausmachte, verloren oder wurde in alle Himmelsrichtungen verstreut. Ein typisches Beispiel dafür ist das Rote Haus in Monschau, das seit 1963 den gehobenen Wohnstil der reichen Tuchmacher des späten 18. Jahrhunderts museal präsentiert. Da der ursprüngliche Bestand allerdings nach 1875 verloren ging, bemühte sich die Familie Scheibler in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts mühsam um eine möglichst originalgetreue Rekonstruktion der Einrichtung: *Durch mitunter kostenträchtige Rückkäufe aus Familienbesitz und Ankäufe aus dem Kunsthandel, durch glückliche Zufallserwerbe, Familiennachlässe oder -schenkungen vermochte es Scheibler, vergleichsweise dichte, geschlossene Wohnensembles, vorzugsweise des Aachen-Lütticher Rokoko und Louis-seize zusammenzutragen. Mit dieser Mischung aus originalen Möbeln der Zeit und historisch nachempfundenem Interieur sollten Glanz und Prachtentfaltung der Scheiblerischen „Tuchmacherdynastie“ im späten 18. Jahrhundert wieder lebendig werden.* Letztlich ist aber festzustellen, dass selbst in diesem Fall *nur eine vergleichsweise geringe Anzahl von Gegenständen zweifelsfrei der ursprünglichen Ausstattung des Roten Hauses zuzuschreiben ist* (John 1998: 17). Wie gering zwischenzeitlich der Sinn für das historische Erbe war, mag man auch daran erkennen, dass bis 1975 zum Beispiel im Clermont-Palais in Vaals die wunderbaren Stuckdecken unter abgehängten Decken verschwunden waren. Aber immerhin, alle dieser Bauten überlebten die Fährnisse der Jahrhunderte.

#### „Metaphern schmutziger und verlorener Arbeit“ – Negation, Verfall, Abriss

Für die nächste Baugeneration, für die eigentlichen Fabrikbauten, galt das leider nicht immer. Das oftmals beste, was einer solchen Fabrik geschehen konnte, war und ist, dass sie möglichst lange als Fabrik genutzt wurde. Das ergab in der Regel keinen Zwang, größere Umbauten zu veranlassen, trug zur unpräzisen Bauerhaltung bei und verhinderte den Verfall. Ein schönes Beispiel für eine solche industrielle Weiterverwendung ist das Kabelwerk Eupen, das das Gebäude der Aktien-Spinnerei von 1906 nutzt (s. Abb. 10).

Ein Verfall der Tuchfabriken trat hingegen häufig ein, sobald keine Nutzung mehr erfolgte. Da eine nichtindustrielle Umnutzung dieser größeren, funktionalen Bauten mit großen Fabrikationshallen erheblich mühsamer und kostspieliger war als bei den frühindustriellen Tuchmacherhöfen, kam es in dieser Generation von Bauten sehr viel häufiger zum Leerstand und Verfall. Damit begann oftmals der Prozess, in dem alte, ungenutzte Fabriken als Schmutz- und Schandflecke im Stadtbild verstanden wurden. Die Menschen, die früher dort gearbeitet und ihr Geld verdient hatten, dann aber Konkurs gingen, gekündigt



Abb. 10:  
Erhalt durch gewerbliche Nutzung. Das Fabrikgebäude der Aktienspinnerei von 1906 wird heute durch die Kabelwerke in Eupen genutzt (Foto: Rheinisches Industriemuseum Euskirchen; Detlef Stender 2001).

und vielleicht auch arbeitslos geworden waren, verbanden mit den scheinbar „nutzlos“ gewordenen Gebäuden emotional ein Gefühl der persönlichen Niederlage, des Niedergangs, des Untergangs.<sup>6</sup> Die Industriearbeit wurde zu einer *Metapher – für schmutzige und verlorene Arbeit* (Ganser 1996: 7). Dieses Negativ-Gefühl verstärkte sich sehr bald durch den Zustand der Gebäude, der sich einstellt, wenn sie niemand braucht und unterhält: Undichte Dächer, einstürzende Bauteile, eingeschlagene Scheiben, Graffiti-„Verzierung“, Vandalismus, Verwendung als Müllplatz, soziales Niemandsland ... (s. Abb. 11).

Eine solche Entwicklung führt sehr schnell zur Forderung, das Stadtbild von solchen „Schandflecken“ und „Problemzonen“ zu bereinigen. Der Leerstand und fortschreitende bauliche Verfall lässt dann einen Abriss – auch unter Sicherheitsaspekten – immer wahrscheinlicher werden. Viele industrielle Bauten der Tuchindustrie sind diesen Weg gegangen. Jüngst noch die 1840 errichtete Reißwollfabrik in Monschau Dreistegen, unmittelbar

<sup>6</sup> Diese negative Konnotation haben Mitarbeiter des Rheinischen Industriemuseums in Euskirchen noch Ende der 1990er Jahre – also ca. 20 Jahre nach Schließung der letzten Tuchfabrik – in Euskirchen erleben müssen. Einige der Arbeiter und vor allem die ehemaligen Unternehmer zeigten wenig Interesse, sich mit der Geschichte der Tuchindustrie auseinanderzusetzen. „Was soll das denn noch?“ „Das ist doch vorbei!“ „Was soll denn da schon groß gewesen sein?“ – so lauteten manchmal die Kommentare, wenn wir Informationen und persönliche Erlebnisse sammeln wollten. Hingegen ist die nächste Generation – aus der größeren biografischen Distanz heraus – oftmals sehr viel interessierter an der Geschichte der Euskirchener Tuchindustrie und an den Bemühungen, diese zu dokumentieren und zu erhalten. Zur Erfahrungsgeschichte der De-Industrialisierung der Tuchindustrie in Euskirchen vgl. auch den Beitrag von Maria-Regina Neft in diesem Band.



Abb. 11:  
Die Tuchfabrik Schiffmann jr. in Euskirchen im Verfallsstadium, 1989 (Foto: Rheinisches Industriemuseum Euskirchen; Georg Helmes).

an einer Straße gelegen, bei der das oberste Stockwerk abgerissen werden „musste“, nachdem sie jahrelang dem Verfall preisgegeben wurde. Oder die Streichgarn-Spinnerei von Iwan Simonis in Verviers-Surdent, die im Erbauungsjahr 1815 gewiss eine der bedeutendsten Industriebauten der ganzen Region darstellte und noch in dem verdienstvollen Werk „Wasser und Dampf – Zeitzeugen der frühen Industrialisierung im Belgisch-deutschen Grenzraum“ dokumentiert wurde. Dort hieß es 1991: *heute fast leerstehend* (Fehl u.a. 1991). Damit zeichnete sich der Abriss bereits ab, der dann in den Jahren danach erfolgte.

Viele Fabrikbauten wurden allerdings auch ohne eine solche traurige Karriere abgerissen. Wichtigster Grund dafür war in der Regel der Wunsch, das Grundstück anderweitig und lohnender zu vermarkten oder einen Stadtteil sozial „aufzuwerten“, von der „schmutzigen“ Industriegeschichte zu bereinigen. Dabei spielt eine wichtige Rolle, dass viele ältere Tuchfabriken zentral in der Stadtmitte und häufig in der Nähe von Gewässern angesiedelt waren. Diese attraktive Lage erhöhte ihre städtebauliche Bedeutung und lange hieß das, dass man an einer solchen Stelle etwas Anderes als einen Industriebau sehen wollte. Ein Beispiel für einen solchen Abriss ist die Tuchfabrik Lückcrath in Euskirchen, eine stattliche Fabrik im historistischen Burgenstil mitten in der Euskirchener Innenstadt. Heute steht an ihrer Stelle das gesichtslose Parkhaus eines großen Kaufhauses.

Man kann aber auch die Geschichte eines Gebäudes negieren, ohne es gleich abzureißen. Auf diesem Gebiet hat sich die Rheinisch-Westfälische Technische Hochschule (RWTH) Aachen einige Verdienste erworben. Dass ein Gebäude der ehemaligen Tuchfabrik Marx und Auerbach am Templergraben in Aachen – in den 1920er Jahren sogar von dem bekannten Industriefotografen Albert Renger-Patzsch dokumentiert – durch die RWTH seit 1955 genutzt wird, hat zur Erhaltung der äußeren Gebäudehülle sicher beigetragen. Bis heute aber ist zum Beispiel die Fenstergestaltung der Ästhetik des ehemaligen Industriegebäudes eher unangemessen und abträglich. Aus den zeittypischen zarten Gusseisen-Fensterprofilen sind großflächige und unstimmig wirkende moderne Fenster geworden. Gerade die Gestaltung der Fenster, die wegen des hohen Bedarfs an natürlichem Licht fast alle Fabrikfassaden gliederten und dominierten, ist kein unwesentliches Detail, sondern zentral und bezeichnend für den Umgang mit der ursprünglichen Ästhetik industrieller Gebäude. Werden unangemessene Fensterformen und -materialien gewählt, besteht die Gefahr, dass Fassaden wirken, als ob sie sie „tote Augen“ hätten.

Ein besonders typisches Beispiel für die Negation der Industriearchitektur ist aber der Umgang mit der ehemaligen Tuchfabrik Lochner und Heusch (1874) in Aachen, die eine mächtige Fabrikfassade mit Anklängen an Burgarchitektur auszeichnete. Die RWTH nutzt das Gebäude seit ca. 1970, hat aber die originelle und beeindruckende Fassade vollständig verkleidet – versteckt und negiert also die Industriegeschichte des Gebäudes komplett. Das ist gewiss bezeichnend für die frühen Bemühungen, Fabrikgebäude umzunutzen, ohne sich mit ihrer Geschichte und ihrer typischen Erscheinungsform auseinander zu setzen. Einen kuriosen, aber doch für den provinziellen Geist bezeichnenden Fall von Verleugnung der regionalen Industriegeschichte stellt die Umnutzung der ehemaligen Rheinischen Wollwerke Gronen in Monschau dar, die bis Anfang der 1980er Jahre produzierten. Inzwischen lässt dort nichts mehr auf die Herkunft als Spinnerei schließen. Dafür sind in dem Gebäude ein völlig frei erfundener Handwerkermarkt und eine „Römische Glasbläserei“ eingerichtet worden, die kitschig-klischeehaft eine idyllische Geschichte beschwören, die absolut nichts mit der Geschichte des Ortes zu tun haben: *Der Handwerkermarkt ist im Stil eines Dorfplatzes angelegt. Rund um einen künstlichen Bachlauf mit Mühlrad befinden sich mehrere Marktstände, an denen Sie beobachten können, wie auf traditionelle Weise Waren handwerklich gefertigt werden. Das Dorfplatzrestaurant sorgt für das leibliche Wohl. Die Römische Glashütte ist eine der beliebtesten Sehenswürdigkeiten in Monschau. In einer Führung erleben Sie, wie vor 2000 Jahren Glaswaren gefertigt wurden: [...] In verschiedenen Ausstellungen lebt die Nostalgie auf* (www.monschauer-handwerker-markt.de – 11/2007).

#### Objet trouvé – von der neuen Wertschätzung alter Bausubstanz

In New York und London erkannten bereits in den 1950er und 1960er Jahren Jazzmusiker und Maler den besonderen Wert alter Fabrikanlagen und nutzen diese für ihre Zwecke. In den 1970er Jahren siedelten sich in deutschen Großstädten erstmals soziokulturelle Initiativen und Kulturzentren in alten Fabriken an.<sup>7</sup> Wegweisend war etwa das 1971 gegründete Veranstaltungshaus „Die Fabrik“ in Hamburg-Altona. Aus der Fabrik wurde die „Kulturfabrik“. Die links-alternative Szene der 1970er Jahre besetzte oder besiedelte mit Vorliebe

<sup>7</sup> Vgl. Winkelmann 2007; Schneider 1997: 23ff.

alte Gewerbegebiete, füllte sie mit neuem Leben und setzte damit auch ein gesellschaftspolitisches Zeichen für den Erhalt historischer Bausubstanz anstelle von Abriss und Neubau. Auch in Deutschland entdeckten seit den 1970er und 1980er Jahren zunehmend Künstler leer stehende Fabrikräume als Ateliers. Sie erkannten die besonderen ästhetischen Qualitäten ehemaliger Produktionsräume – ihre Weite und Großzügigkeit, ihr Licht und ihre Einzigartigkeit.<sup>8</sup> Dabei hat gewiss eine Rolle gespielt, dass Kunstrichtungen und -konzepte, die mit Begriffen wie „Objet trouvé“, „Ready made“ oder „Arte Povera“ umschrieben werden, schon länger mit alltäglichen Objekten und Fundstücken arbeiteten und die Ästhetik des Gebrauchs und der Objektgeschichte thematisieren. Man denke etwa an Josephs Beuys „Rostecke“ von 1963 oder seine Rauminstallationen mit Alltagsgegenständen wie einer schmutzigen Badewanne. Das regte auch zu einem ganz neuen Blick auf die profanen Industriebauten mit all ihren Spuren des Gebrauchs und der Vergänglichkeit an.

Der Avantgarde der „Freaks“ und Künstler folgten bald die Designer, Gestalter, Innenarchitekten, Architekten und Medienunternehmen auf der Suche nach dem Besonderen und Einzigartigen. Originalton aus Hamburg Mitte der 1990er Jahre: *Kreative suchen heute nicht eine Etage im 14-stöckigen Neubau, möglichst mit Marmor gefliest und auf genormte Quadratmeter begrenzt als Repräsentationssitz, sondern gewachsene Strukturen im historischen Bestand* (Schneider 1997: 59) Schlussendlich wird die ehemalige Fabrikwelt sogar für die normalen Geschäftsleute, für Restaurants und Event-Vermarkter, für Rechtsanwälte und Ingenieurbüros, für Softwareentwickler und Möbelgeschäfte interessant.

Parallel dazu wird es seit Ende der 1980er Jahre nachgerade schick, im Loft zu wohnen, alte Produktionsräume zu Wohnungen und außergewöhnlichen Apartements umzubauen: Die Wohnzeitschriften thematisierten seit den 1990er Jahren das Loft im „Shabby-Chic“-Stil: große, möglichst ungeteilte Räume in ehemaligen Produktionsräumen, unverputzte Klinkerwände, nackte Betonböden, sichtbare funktionale Bauelemente und natürlich die typischen Fabrikfenster in kleinteiliger Gliederung. *Das Wort „Loft“ wurde bei Immobilienentwicklern zu einer Formel für gehobene Wohnansprüche, mit der sich hohe Räume und freie Grundrisse von über 100 Quadratmeter verbanden* (Winkelmann 2007: 203f.). Inzwischen erlebt der Begriff Loft sogar eine ganz neue Karriere: *Lofts müssen auch nicht mehr in alten Fabriken eingerichtet werden, sondern können als Raummodell auch in Neubauten Anwendung finden. [...] Es ist vorstellbar, dass die Bezeichnung Loft nicht mehr an den Industriebau gebunden ist und sich als Typus in der Entwurfspraxis der Architekten verselbstständigt* (Winkelmann 2007: 203f.).

Wichtig für ein neues Verhältnis zur Industriegeschichte in der Region waren aber auch museale Projekte, die Fabrikbauten in den Mittelpunkt stellten. Das dezentrale Museumskonzept des Rheinischen und des Westfälischen Industriemuseums, das die Industriegeschichte nicht mehr in modernen Museumsneubauten, sondern in alten Fabriken vor Ort präsentierte, galt seit Mitte der 1980er Jahre in ganz Nordrhein-Westfalen als Anstoß, den kulturellen Wert alter Fabrikgebäude zu überdenken, sie als wichtigen Bestandteil unseres kulturellen Erbes wahrzunehmen. In der Region ist vor allem die ehemalige Tuchfabrik Müller in Euskirchen zu nennen, die mit einem vollständigen Maschinenpark aus der Zeit um 1900 komplett im Zustand von 1961 erhalten blieb, und als Schauplatz des Rheinischen Industriemuseums den gesamten Fabrikkosmos präsentiert. Dort kann man nicht nur eine vollständige Tuchfabrik auf dem technischen Stand der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts

<sup>8</sup> Vgl. dazu: Schneider 1997.

erleben, sondern auch die zentralen Textilmaschinen in Aktion (s. Abb. 12). Besucherinnen und Besucher erleben seit dem Jahr 2000, wie aufregend und spannend es sein kann, sich mit einem Fabrikgebäude und seinem Innenleben und mit der Sozial- und Technikgeschichte der Wolltuchherstellung zu beschäftigen.<sup>9</sup> Das Museumsprojekt Tuchfabrik Müller setzte dabei in doppelter Hinsicht neue Maßstäbe: Durch die Musealisierung der Geschichte der Wolltuchherstellung gewann das Thema, das in der gesamten Region gerade langsam in Vergessenheit zu geraten drohte, neues Interesse, neue Aufmerksamkeit. Fast wichtiger aber: Da in diesem Falle nicht nur die großen Maschinen, sondern auch das gesamte Gebäude mit allen Gebrauchsspuren am Originalstandort sorgfältig erhalten und zum Exponat, zum erhaltens- und besichtigungswerten Kulturerbe erklärt wurden, konnte auch in der Region noch einmal der Anreiz verstärkt werden, Fabrikgebäude in ihrem ganz eigenen Erscheinungsbild neu zu sehen und zu verstehen.

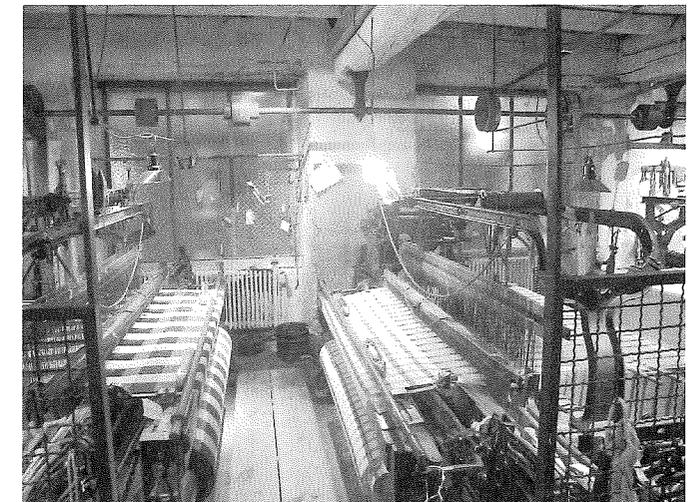


Abb. 12: Blick in die Weberei der vollständig erhaltenen Tuchfabrik Müller in Euskirchen (Foto: Rheinisches Industriemuseum Euskirchen; Georg Helmes).

Das revolutionäre Konzept der Industriemuseen, getragen von den Landschaftsverbänden, machte in ganz Nordrhein-Westfalen Schule. An vielen Orten entstanden lokale Initiativen, die sich darum bemühten, in authentischen Fabrikgebäuden die regionale Industriegeschichte zu dokumentieren. In der Region rund um Aachen sind die wichtigsten Projekte in diesem Geiste das Museum Zinkhütterhof in Stolberg, das in einem beeindruckenden Ensemble mit Fabrikgebäude, Untermehervilla und Arbeiterwohnungen angesiedelt ist, sowie die Initiative für ein Bergbaumuseum/Energeticon auf dem ehemaligen Zechengelände in Alsdorf. Neben der Tuchfabrik Müller in Euskirchen gibt es im belgischen Verviers ein weiteres bedeutendes Museum zur Wolltuchgeschichte: Das „Centre Touristique de la Laine et de la Mode“ ist in einem mächtigen spätbarocken Tuchmachergebäude ange-

<sup>9</sup> Vgl. dazu Landschaftsverband Rheinland 2000.

siedelt, das 1802-1806 erbaut wurde. Der Gedanke, dort ein Wolltuchmuseum anzusiedeln, soll bereits 1965 entstanden sein! Die Eröffnung fand im Jahr 1999 statt. Damit wurde auch am anderen Ende der Region durch eine Museumsgründung die zentrale Bedeutung der Wolltuchgeschichte hervorgehoben.

Von besonderem Belang für die Region war auch, dass in Nordrhein-Westfalen verschiedene öffentliche Institutionen frühzeitig die Bedeutung der Industriekultur für das kulturelle Erbe des Landes erkannt hatten. Die Landschaftsverbände Rheinland und Westfalen richteten bereits 1973 eigene Stellen für die Industriedenkmalpflege ein – und waren damit für eine Neudefinition des Denkmalsbegriffs bundesweit wegweisend. Ministerpräsident Rau äußerte 1975: *Die Zeugnisse der Sozial- und Technikgeschichte sind heute ebenso wichtig wie die Zeugnisse der Kunstgeschichte, nur wissen das noch nicht alle* (Günther 1996: 48). Den Worten folgten auch Taten: 1980 schloss das NRW-Denkmalrecht explizit auch Zeugnisse der Arbeitswelt ein. Von 1989 bis 1999 sorgte das städtebauliche Strukturprogramm des Landes, die Internationale Bauausstellung Emscher Park (IBA), für eine Neubewertung des industriellen Erbes im Ruhrgebiet. Von ihr ging medienwirksam die Botschaft aus, dass es attraktiv und lohnend sein kann, alte Produktionsanlagen und Industrielandschaften kreativ zu nutzen.<sup>10</sup> Die Landesregierung hatte frühzeitig erkannt, dass es städtebaulich sinnvoll und lohnend sein könne, alte Industrieanlagen nicht abzureißen, sondern zu Kristallisationspunkten einer neuen Entwicklung werden zu lassen – und unterstützte aus Städtebauförderungsmitteln auch entsprechende Projekte. 1999 gab das Städtebauministerium zum Jahr der Industriekultur eine Broschüre mit dem Titel „Aufbruch statt Abbruch“ heraus, in der es noch einmal programmatisch hieß: *Die Erfahrung zeigt, dass sich die Erhaltung und Umnutzung von Industrie- und Technikdenkmälern lohnt. Was zunächst wie eine Hypothek vergangener wirtschaftlicher Entwicklung aussieht, kann sich durchaus als Zukunftskapital entpuppen: Die stillgelegten Anlagen können Unternehmen ein neues attraktives Umfeld bieten oder Zugpferd für die Tourismuswerbung sein. Außerdem sind die Denkmäler der Industriegeschichte für die Identitätsstiftung der Region mindestens ebenso bedeutsam wie feudale oder sakrale Bauten oder Zeugnisse bürgerlicher Repräsentation* (Ministerium 1999: 3).

### Die späte Entdeckung des Charmes der Vergangenheit

Diese Neubewertung industrieller Anlagen wurde allerdings in der Region zwischen Viers, Aachen und Euskirchen mit einem gewissen Zeitverzug rezipiert. Als Gerhard Fehl vom Institut für Stadtentwicklung der RWTH Aachen unter dem Titel „Umbau statt Abriß!“ gelungene Beispiele für die *Erhaltung des industriellen Erbes* in einer Buchveröffentlichung und einer Wanderausstellung präsentierte, konnte er als gute Beispiele aus der Euregio vor allem Gebäude aus der vor- und frühindustriellen Zeit präsentieren (Fehl 1995). Die jüngeren, sperrigeren Bauten fehlten eher noch. In der großstadtfernen Provinz dämmerten damals beachtliche Fabriken in Leerstand und Verfall dahin oder litten unter der Ignoranz der Besitzer. Axel Föhl hat Deutschland einmal als *verspätete Nation* auch in Bezug auf die Industriedenkmalpflege bezeichnet. (Föhl 1995: 29). Aber im Vergleich zu den Großstädten und dem Ruhrgebiet muss man die Region rund um Aachen nochmals als „verspätete Region“ verstehen. Das öffentliche Bewusstsein für den Reiz und die Bedeu-

<sup>10</sup> Vgl. zur Geschichte der Industriedenkmalpflege in Nordrhein-Westfalen Föhl 2000: 9ff.

tung von historischen Industriebauten ließ hier insgesamt länger auf sich warten als in den Metropolen. So gab es noch vor wenigen Jahren tatsächlich eine gerichtliche Auseinandersetzung über die Frage, ob der Wasserturm der ehemaligen Tuchfabrik Aachen (s. Abb. 13) zu Recht unter Denkmalschutz gestellt wurde.<sup>11</sup> Der bemerkenswerte oktogonale Wasserturm, 1873 von dem berühmten Wasserbautechniker Otto Inzte im Stil der norddeutschen Neogotik entworfen, wäre andernorts bereits lange als besonderes Schmuckstück – Wahrzeichen und „Leuchtturm“ eines reizvollen, historisch gewachsenen innerstädtischen Areals – gehegt und gepflegt worden.



Abb. 13:  
Treppen- und Wasserturm der Tuchfabrik Aachen  
(Foto: Rheinisches Industriemuseum Euskirchen;  
Achim Bednorz).

Auch in Euskirchen verfiel damals die ehemalige Tuchfabrik Schiffmann jr. (vgl. Abb. 11) mitten im Stadtzentrum. In dem Gebäude hielten sich seit den 1990er Jahren Obdachlose und Jugendcliquen auf. Ein Brand verwüstete 1997 Teile des Gebäudes. Dort sammelten sich Berge von Müll – größtenteils leere Bierdosen. Auf dem Dach begannen Bäume zu wachsen. Der bauliche und soziale Verfall war also kaum noch zu übertreffen.

Die bewusste Auseinandersetzung mit ehemaligen Tuchfabriken begann in der Region eher langsam und sehr punktuell – wobei das Niveau der Umnutzungen sich im Laufe der Zeit deutlich verbessert hat. Beispiel für eine frühe städtebauliche Maßnahme zur Aufwertung eines alten Industriequartals ist der Umbau der Tuchfabrik des Iwan Simonis in Ver-

<sup>11</sup> Vgl. dazu Mailandt 2002.

viere aus dem Jahr 1810 (vgl. Abb. 5), in der ab 1988 etliche Sozialwohnungen eingerichtet wurden. Mit der kleinräumigen Architektur der neuen Wohnungen und dem Abriss der umliegenden Industriegebäude ging viel von der industriellen Substanz und Ästhetik verloren. Die „Residenz Simonis“ ist nun umgeben von einer etwas anonymen und fremd wirkenden Grünfläche. Aber es war ein Anfang des Umdenkens, das eines der bedeutendsten Bauwerke der Tuchfabrikation der Region erhielt. Auch in Aachen, in der zentral gelegenen Deliusstraße, wurde eine mächtige Tuchfabrik, die einen ganzen Straßenzug in sanfter Schwingung füllt, zu Wohnzwecken umgebaut. Dies sicherte zwar einerseits den dauerhaften Bestand, brachte andererseits aber auch massive Eingriffe in die Originalbausubstanz – zum Beispiel den Umbau von Fenstern zu Eingängen und die Entfernung von Fenstern zur Schaffung von Loggien. Manchmal wurden Fabriken zwar erhalten und renoviert – aber zugleich der Versuch gemacht, die Besonderheit der Fabrikarchitektur zu verschönern. So geschehen 1989 in Kornelimünster, wo die große, vorher leerstehende Tuchfabrik Rohland erhalten werden konnte. Das traditionelle Backstein-Mauerwerk wurde allerdings weiß gestrichen und die fein gegliederten Gusseisenfenster durch weiße, historisch anmutende Holzfenster ersetzt (s. Abb. 14). All das gibt dem Gebäude heute eher einen Anflug von einem überdimensionierten historischem Wohngebäude als von einer Fabrik.

Wichtig für das öffentliche Bewusstsein für Fabrikbauten der Tuchindustrie in der Region war – neben den musealen Projekten – auch die Einrichtung eines Kulturzentrums 1994 in der ehemaligen Tuchfabrik Startz in Aachen, das sich nun dezidiert „Barock-Fabrik“



Abb. 14:  
Beispiel für den Versuch einer Verschönerung eines Industriegebäudes: Die Tuchfabrik Rohland in Kornelimünster (Rheinisches Industriemuseum Euskirchen; Detlef Stender 2001).

nannte. Ein Markstein für die Umnutzung von Fabrikgebäuden war darüber hinaus der 1988-91 in Aachen erfolgte Umbau der ehemaligen Schirmfabrik Brauer – erbaut 1928 im Stil der neuen Sachlichkeit – zum Museum für moderne Kunst „Ludwig Forum“. Hier wurden sowohl das äußere Erscheinungsbild als auch die innere Konstruktion mit dem Stützenraster sensibel erhalten.

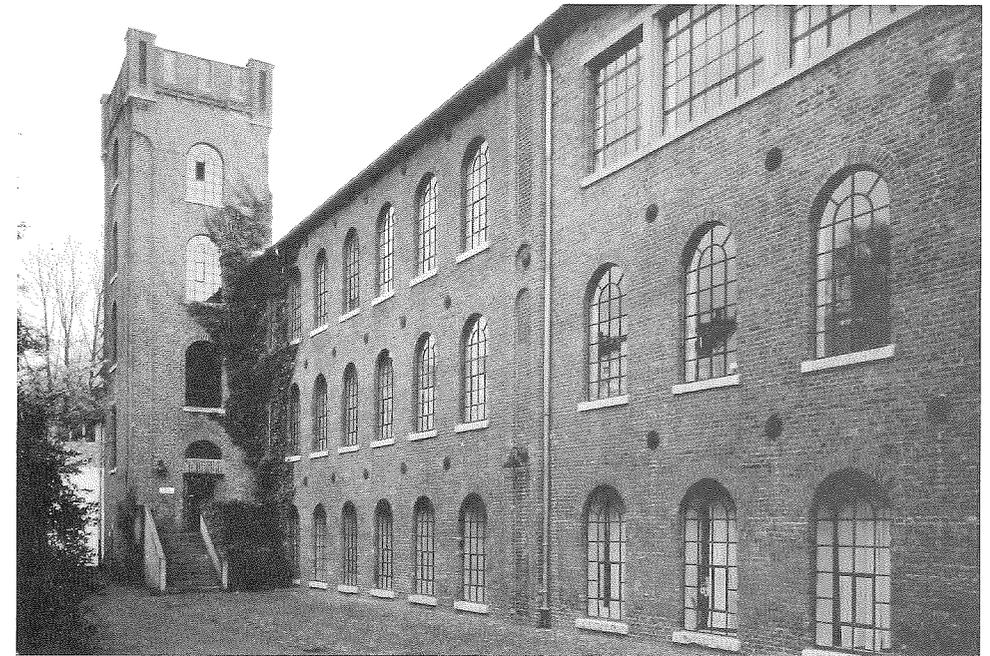


Abb. 15:  
Vorbildliche Sanierung: Die ehemalige Tuchfabrik Neuwerk (Foto: Rheinisches Industriemuseum Euskirchen; Achim Bednorz 1999).

Wirklich wegweisend und um Jahrzehnte dem Denken der Region voraus war der Umbau der ehemaligen Tuchfabrik Neuwerk in der Aachener Augustastraße, der schon in den 1970er Jahren durchgeführt wurde und äußerst sanft und Substanz erhaltend den besonderen Reiz, den Charme der Industriearchitektur von 1912, betonte (s. Abb. 15). Hier wurden zum Beispiel die Gusseisenfenster nach historischem Vorbild nachgefertigt, aber auch die innere Tragkonstruktion voll erhalten. Die Fabrikräume dienen bis heute für die Entwicklung und Präsentation moderner Konfektion, sowie für die Herstellung von Mustern und Kleinstserien. Dieser Umbau war keine Notlösung, sondern eine bewusste Entscheidung für die Industriearchitektur. Auf der Website des trendbewussten Modeunternehmens gibt es ein Foto der renovierten Fabrikanlage und das Bekenntnis: *In einer traditionsreichen ehemaligen Tuchfabrik aus der Zeit der Jahrhundertwende, die in den 70er Jahren komplett renoviert wurde, befindet sich heute der Sitz von Joseph Janard. Lichte, großzügig-*

ge Räume bieten den idealen Freiraum für Kreativität, Arbeiten und Planen, zur Kollektionspräsentation und für interne Meetings (www.josephanard.de – 11/2007).



Abb. 16:  
Die Tuchfabrik Ruhr-Luckerath in Euskirchen mit neuen Nutzern (Foto: Rheinisches Industriemuseum Euskirchen; Detlef Stender 2006).

Es gibt zwei weitere jüngere Beispiele aus Euskirchen, bei denen private Investoren inzwischen das Niveau der Umnutzung erreicht haben, das in den Großstädten schon seit 10 bis 20 Jahren sichtbar wurde.<sup>12</sup> Die ehemalige Tuchfabrik Ruhr-Luckerath in Euskirchen (s. Abb. 16), eine ausgesprochen großflächige Anlage mit Shedhallen, großem Kesselhaus, Schornstein und Wasserbehältern, stand in den 1990er Jahren lange leer und wurde zu einem Müllplatz für Autoreifen. 1998 erstand ein mutiger Investor aus Köln das Gelände und baute es allmählich und sehr sensibel um. Alle wesentlichen Gebäudeensembles wurden erhalten – sogar die nicht wirklich nutzbaren großen Wasserbehälter im Eingangsbereich. Seit dem Erwerb [...] ist es gelungen, den ursprünglichen Charakter des Industriestandorts in einzigartigem grünem Umfeld wiederzubeleben und die Backsteinarchitektur in den Ursprung zurückzuführen, zu restaurieren und zu erhalten. Das Besondere: Es wurde hier

<sup>12</sup> Vgl. dazu Schneider 1997.

bewusst auf den industriellen Reiz der Anlage gesetzt und dieser geschickt inszeniert – etwa unter Verwendung von unverkleideten Metallkonstruktionen in Rostpatina für moderne Ergänzungen: *Sichtbare Stahlverbindungen und Ausmauerungen kombiniert mit Glas und Aluminium entwickeln einen besonderen gestalterischen Reiz. Zahlreiche Türen und Geländer erinnern an handwerkliche Traditionen um die Jahrhundertwende und sind in die neuen Nutzungsüberlegungen einbezogen worden.* Auf dem Vorplatz begrüßt den Besucher ein großes, halbes Schwungrad – vermutlich aus einem alten Maschinenhaus. Veranstaltungsräume werden mit historischen Tischen und Bänken im Geiste der „Arte Povera“ möbliert und mit neobarocken Leuchtern kombiniert. Die Betonung der historischen Fabrik-Ästhetik ist der Kern des Vermarktungskonzeptes: *Der Charme der Vergangenheit und die architektonische Qualität stellen den Reiz der Büroräume und Lofts in der Alten Tuchfabrik dar. [...] In der heutigen Zeit entsteht durch die Unterbringung in zweckrational geplanten Zellenbüros [...] vielfach der Wunsch nach außergewöhnlichen Gebäuden mit verschwenderischen Raumflächen in historischem Ambiente. Die Alte Tuchfabrik bietet befreiende Raumgrößen, ungewöhnliche Raumproportionen, lichtdurchflutete Einheiten und spannungsreiche Verbindungen zwischen historischer und moderner Architektur. [...] Arbeiten wie im Design-Magazin: außergewöhnliche Büro- und Tagungsräume eingebettet in ein historisches Industriedenkmal können inspirieren, motivieren, stimulieren und kreative Energien freisetzen. Ein derartiges Arbeitsumfeld wird [...] auch anspruchsvolle Kunden und Gesprächspartner begeistern* (www.alte-tuchfabrik.com 11-2007). Vermietet werden einfache Lagerflächen, aber auch hochwertige Lofts und Büros nach Wunsch und Zuschnitt der Kunden. Die neuen Nutzer gehen ganz unterschiedlich mit dem Ort um. Während ein Großmarkt für Sanitärartikel die Decken abhängte, Teppichboden verlegte und künstliche Räume zur Präsentation schuf, gibt ein Fachgeschäft für hochklassige Badeinrichtungen den Blick frei auf gemauerte Kappendecken, Beton-Estrich und Unterzüge. Besonderen Zuspruchs erfreut sich eine Veranstaltungshalle, die ebenfalls offensichtlich die Fabrikarchitektur zeigt. Dorthin laden inzwischen namhafte Unternehmen zum Beispiel Führungskräfte und Kunden zum „come together“ und zum „Teamkochen“ ein.

### Umnutzung – eine sinnvolle Investition

Für Euskirchen besonders schmerzlich war der oben bereits geschilderte Verfall der ehemaligen Tuchfabrik Schiffmann jr. – gerade weil die Fabrik sehr zentral im Stadtzentrum liegt. Auch hier fand sich 1999 – nach einer langwierigen Odyssee mit tatenlosen Besitzern, potentiellen Investoren, gescheiterten Umbauversuchen, visionären Nutzungskonzepten, großzügigen Abrissvorstellungen – endlich ein neuer Besitzer, der einen Blick für den Wert des noch halbwegs kompletten Gesamtensembles (mit Shedhallen, Kesselhaus, Kamin und Kontorgebäude) hatte. Die Stadt empfahl dem Umbauwilligen wegen der hohen städtebaulichen Bedeutung des Ensembles einen Architektenwettbewerb, den der Münchener Bernd Meyerspeer gewann, der vorschlug, dort außergewöhnlichen Wohnraum zu schaffen (s. Abb. 17). Die Zeitschrift Bauhandwerk attestierte 2003 nach dem Umbau den neu gestalteten Räumen *gleichermaßen räumliche Großzügigkeit wie auch angemessene Intimität* (Wieckhorst 2003: 24). In die Mitte der neu geschaffenen Wohnungen wurde eine Versorgungsbox gestellt, die nicht nur alle erforderliche Haustechnik beinhaltet, sondern auch die Lofts räumlich gliedert. *Schlaf- und Wohn- und Arbeitszonen können mit raum-*

hohen Schiebetüren voneinander getrennt werden – bei geöffneten Schiebetüren bleibt der offene Raumeindruck des Lofts aber erhalten.[...] Für Fenster und Außentüren, Geländer und Beleuchtungskörper wurden Entwürfe erarbeitet und Muster in speziellem Design entwickelt, das der Schlichtheit von Bauelementen einer Industrieanlage entsprechen sollte (Zanger 2006: 23).



Abb. 17: Von der Ruine (vgl. Abb. 11) zu „Stadtpark Lofts“ – die Tuchfabrik Schiffmann jr. (Foto: Rheinisches Industriemuseum Euskirchen; Detlef Stender 2006).

Einziges Wehrmutstropfen beim Umbau der Tuchfabrik Schiffmann ist, dass auf einer Seite etliche Balkone angebaut wurden, die an einer Fabrikfassade befremdlich aussehen. Aber das sind die Zugeständnisse zu einer letztlich gelungenen Umnutzung, die auch unter funktionalen und wirtschaftlichen Gesichtspunkten gesehen werden muss. Der Investor, der sein Objekt unter den Stichworten „urbanes Leben im Park“ oder „ein schönes Stück Euskirchen“ vermarktet, wollte die Wohnungen eigentlich vermieten. Die Interessenten waren aber so angetan, dass sie lieber gleich kaufen wollten. So ist die Fabrikanlage jetzt im Besitz von Eigentümergemeinschaften. Besonders reizvoll war für die Käufer das, was vor 20 oder 30 Jahren noch ein Abrissgrund für Fabriken war – die zentrale Lage. *Die Kinder sind aus dem Haus, der Garten wird zu groß, der Hund ist tot. Die Menschen wollen dann wieder in der Stadt wohnen, aber nicht in einer kleinen Wohnung, in der einem gleich die Decke auf dem Kopf zu fallen droht, wo man vorher doch ein ganzes Haus hatte*, berichtet

Bauherr Erich Kuhns. Sogar Käufer aus Bonn, Köln und Düsseldorf zog der qualitative Umbau nach Euskirchen.<sup>13</sup> Die zuständige Denkmalpflegerin, Octavia Zanger, hat den Umbau in einer Fachzeitschrift für Denkmalpflege vorgestellt und darauf hingewiesen, dass eine aufwändige und gründliche Planung sich lohne, nicht nur in denkmalpflegerischer, sondern mittelfristig auch in finanzieller Hinsicht, weil die Qualität, die damit erreicht wird, sich wieder auszahle. Das ist übrigens ein Ergebnis, das bereits 1996 eine Studie in Hamburg für umgenutzte Industriebauten konstatierte: *Die Mieten liegen meist über dem statistischen Durchschnitt und gelegentlich über denen für Neubauten. Ein weiterer wirtschaftlicher Vorteil ist, dass historische Bausubstanz als Wertgarant gilt. Die Objekte avancieren immer mehr zu Investitionsanlagen mit langfristiger Wertsteigerung* (Schneider 1997: 46). Die Denkmalpflegerin in Euskirchen betont aber auch, dass ein solcher Umbau ein Beispiel dafür sei, dass *die Umnutzung und Revitalisierung solcher Anlagen die Chance [biete], Industriebrachen urban wieder zu beleben und für die Bewohner Wohnquartiere mit einer „Guten Adresse“ zu schaffen* (Zanger 2006: 26). Hinzu zu fügen wäre, dass es auch aus Sicht der Regionalgeschichte und Identitätsbildung der Stadt außerordentlich wichtig ist, zumindest eine typische Tuchfabrik im inneren Stadtbild erhalten zu sehen.

So wurden aus den „Metaphern für schmutzige und verlorene Arbeit“ in jeder Hinsicht „gute Adressen“. Axel Föhl, einer der Pioniere der Industriedenkmalpflege in Deutschland, sorgt sich inzwischen gar, dass mit der sozialen Aufwertung und Ästhetisierung von Industriekultur durch ambitionierte Architekten, Buchsbäume und Ziergärten der Industrielwelt die Authentizität verloren gehe: ihre Funktionalität und Kargheit, ihr *Vorteil eines Mangels an Kunstschönem* (Föhl 2000: 44). Das ist richtig. Aber genau genommen verliert eine Fabrik ihre ursprüngliche Authentizität bereits im Augenblick der Betriebschließung. Alles, was danach kommt, hüllt die Räume in ein neues Kleid, haucht ihnen ein anderes Leben ein: Ruine, Obdachlosentreff, Sozialwohnung, Atelier, Kulturfabrik, Industriemuseum oder Loft.

### Vergangenheit mit Zukunft

Über die Einzelinitiativen zu einer Umnutzung und Musealisierung von Tuchfabriken hinaus gibt es in der Region neuerdings Bemühungen, das Erbe der Tuchindustrie gemeinsam vorzustellen und zu bewerben. Im Jahre 2004 entstand eine grenzüberschreitende Arbeitsgruppe mit Teilnehmern aus Aachen, Eupen (Belgien/Deutschsprachige Gemeinschaft), Euskirchen, Monschau, Vaals (Niederlande) und Verviers (Belgien/Wallonie), die sich zum Ziel gesetzt hat, die baulichen und musealen Zeugnisse dieser Tuchära wieder ins Bewusstsein zu rücken und grenzüberschreitend einer größeren Öffentlichkeit vorzustellen: als kulturgeschichtliche und touristische Attraktion, aber auch als ein Stück gemeinsamer Geschichte und gemeinsamer Identität der Euregio Maas-Rhein. Beteiligt waren Tourismusexperten, Denkmalpfleger, Kulturmanager und Museumsfachleute. Denn die Geschichte dieser einst dominierenden Branche war zwischenzeitlich fast zu einer Art „Geheimwissen“ von wenigen Heimathistorikern geworden. So war und ist den meisten Touristen in Monschau oder Eupen bislang kaum bekannt, dass die Mehrzahl der besonders stattlichen historischen Gebäude dieser Städte im Zusammenhang mit der Tuchherstellung entstanden sind. Es fehlte bislang auch jeder grenzüberschreitende Überblick. Diese Mankos will die

<sup>13</sup> Mündliche Mitteilung von Erich Kuhns im Dezember 2007.

Arbeitsgruppe zukünftig verringern: Durch Informationsaustausch, durch grenzüberschreitende Öffentlichkeitsarbeit, durch Publikationen, durch eine touristische Bewerbung, durch die Entwicklung für Materialien für den Schulunterricht, durch die Beschreibung von Bauten der Tuchindustrie vor Ort.



Abb. 18:  
Logo Wollroute.

Erste Schritte sind getan: Eine Mappe mit sechs dreisprachigen Falblättern präsentiert seit 2006 die jeweils zehn besonders ansehnlichen und touristisch attraktiven Zeugnisse der Wolltuchgeschichte in den jeweiligen Orten. Alle Informationen und Bilder zu den ausgewählten Sehenswürdigkeiten sind natürlich auch dreisprachig im Netz zu finden: [www.wollroute.net](http://www.wollroute.net), [www.wolroute.net](http://www.wolroute.net), [www.route-de-la-laine.net](http://www.route-de-la-laine.net). Als Markenzeichen für die gemeinsamen Bemühungen zur Wollroute wurde ein Logo geschaffen, das in der ganzen Region Museen und Bauten der Wolltuchgeschichte kenntlich machen soll. Das Logo lässt übrigens belgischen Einfluss erkennen: Ein Comic-Schaf musste seine Wolle für das Projekt lassen. Das scherzhafte und populäre Logo (s. Abb. 18) verdeutlicht, dass die Angebote der Wollroute nicht für Spezialisten, sondern für ein breites Publikum gedacht sind.

Wie stark das Interesse an der Wolltuchgeschichte in der Region weiterhin wächst,

kann man daran sehen, dass neben dem Roten Haus in Monschau und den bereits vorgestellten Museen in Euskirchen und Verviers weitere Museumsprojekte entwickelt werden. In der Spinnerei Kutsch (Aachen-Brand) wird bereits die Geschichte der Spinnerei in Aachen dokumentiert. Darüber hinaus strebt diese Initiative an, in der Aachener Soers auf dem ehemaligen Fabrikgelände der Tuchfabrik Becker auch die Geschichte der Weberei zu präsentieren.<sup>14</sup> In Monschau ist von der Idee zu einem „Tuchmachermuseum“ die Rede. Dort wird auch ein „Nationalparkweg Wasser, Wolle, Schiefer“ vorbereitet und das Maschinen-Inventar einer kleinen Lohnweberei aus Monschau-Höfen soll demnächst der Öffentlichkeit museal präsentiert werden. Die Vergangenheit der Tuchherstellung scheint in der Region wieder eine gewisse Zukunft zu haben.

<sup>14</sup> Vgl. [www.tuchwerk-aachen.de](http://www.tuchwerk-aachen.de).

## Literatur

- Anonym 1796 Anonym: Die feine Tuchmanufaktur zu Eupen – ihre sämtlichen Geheimnisse, Vortheile und Preise nebst Tabellen. Gotha 1796.
- Bauer u.a. 2005 Marcel Bauer/Frank Hovens/Anke Kappler/Belind Petri/Christine Vogt/Anke Volkmer: Unterwegs auf Couvens Spuren. Eupen 2005.
- Buhren u.a. 2001 Jochen Buhren u.a.: aachen. factory age. Industrielle Spuren in der Innenstadt Aachens. In: Denkmalpflege im Rheinland 4/2001, S. 168-178.
- Ebeling 2000 Dietrich Ebeling: Zunft Handwerk, Heimarbeit und Manufakturwesen in den Rheinlanden während des 18. Jahrhunderts. In: Dietrich Ebeling (Hg.): Aufbruch in eine neue Zeit. Gewerbe, Staat und Unternehmer in den Rheinlanden des 18. Jahrhunderts, Köln 2000, S. 10-32.
- Fehl u.a. 1991 Gerhard Fehl/Dieter Kaspari-Küffen/Lutz-Henning Meyer (Hg.): Wasser und Dampf ... Zeitzeugen der frühen Industrialisierung im Belgisch-Deutschen Grenzraum. Aachen 1991.
- Fehl u.a. 1995 Gerhard Fehl/Dieter Kaspari/Marlene Krapols: Umbau statt Abriss! Zur Erhaltung des industriellen Erbes in der EUREGIO Maas Rhein. Aachen 1995.
- Föhl 1995 Axel Föhl: Bauten der Industrie und Technik (Schriftenreihe des Deutschen Nationalkomitees für Denkmalschutz 47). Bonn 1995.
- Föhl 2000 Axel Föhl: Bauten der Industrie und Technik in Nordrhein-Westfalen. Berlin 2000.
- Ganser 1996 Karl Ganser: Vom Mut, das Undenkbare zu leben. In: Industriedenkmale im Ruhrgebiet. Hamburg 1996, S. 6-9.
- Gilson 1997 Norbert Gilson: Geschichte der Textilindustrie im Raum Verviers, Eupen, Aachen unter besonderer Berücksichtigung der Wolltuchindustrie. Recherche im Auftrag des Rheinischen Industriemuseums, Außenstelle Euskirchen 1997 (unveröffentlichtes Manuskript).
- Gilson 1998 Norbert Gilson: Zu Fuß durch Aachens Industriegeschichte. Aachener Spaziergänge 5. Aachen 1998.
- Günter 1996 Roland Günter: „Gebt den Dingen Zeit! Laßt sie stehen!“ In: Industriedenkmale im Ruhrgebiet. Hamburg 1996, S. 46-49.
- Günter 2001 Roland Günter: Besichtigung eines Zeitalters. Industrie-Kultur in Nordrhein-Westfalen. Essen 2001.
- Herrebout 2004 Els Herrebout: Die Geschichte der Eupener Tuchindustrie im Vergleich zu anderen Wollstädten Europas. In: Geschichtliches Eupen 38 (2004), S. 45-83.
- John 1998 Hartmut John (Hg.): Die Lust zu wohnen. Das Rote Haus in Monschau. Köln 1998.
- Kierdorf / Hassler 2000 Alexander Kierdorf / Uta Hassler: Denkmale des Industriezeitalters. Von der Geschichte des Umgangs mit der Industriekultur. Tübingen/Berlin 2000.
- LVR 2000 Landschaftsverband Rheinland/Rheinisches Industriemuseum (Hg.): Erinnerungsstücke einer Fabrikwelt. Katalog des Rheinischen Industriemuseums Euskirchen. Köln 2000.
- Mailandt 2002 Irmgard Mailandt: Der Wasserturm der „Tuchfabrik Aachen AG“. In: Rheinische Heimatpflege 39 (2002), S. 43-50.
- Mangold 1994 Josef Mangold: Aufstieg und Niedergang der Tuchindustrie in Monschau im 18. und 19. Jahrhundert. In: Stiftung Scheibler Museum – Rotes Haus Monschau: Das rote Haus in Monschau. Köln 1994.

- Ministerium 1999 Ministerium für Arbeit, Soziales und Stadtentwicklung, Kultur und Sport des Landes Nordrhein-Westfalen: Aufbruch statt Abbruch. Industriedenkmalpflege in Nordrhein-Westfalen. Düsseldorf 1999.
- Minke 1997 Alfred Minke: Die wirtschaftliche Entwicklung des Grenzlandes Eupen-Malmedy-St. Vith vom Ende des Ancien Régime bis 1940. [www.euregio.net/rdg/politics/minkeneujahr1997.html](http://www.euregio.net/rdg/politics/minkeneujahr1997.html) (1997).
- Rouette 1992 Hans-Karl Rouette: Aachener Textil-Geschichte(n). Entwicklungen in Tuchindustrie und Textilmaschinenbau der Aachener Region. Aachen 1992.
- Ruland 1988 Herbert Ruland (Hg.): „Gott segne die christliche Arbeit“. Ein Lesebuch zur Geschichte der Eupener Arbeiterschaft in französischer und preußischer Zeit (1792–1910). Aachen 1988.
- Schmidt 2000 Martin Schmidt: Tuchmanufakturen im Raum Aachen. Frühneuzeitliche Werkbauten als Spiegel einer Betriebsform zwischen Verlag und zentralisierter Produktion. In: Dietrich Ebeling (Hg.): Aufbruch in eine neue Zeit. Gewerbe, Staat und Unternehmer in den Rheinlanden des 18. Jahrhunderts. Köln 2000, S. 129-164.
- Schneider 1997 Ursula Schneider (Hg.): Fabriketagen. Leben in alten Industriebauten. Mit Fotografien von Hans-Jürgen Darlison. Hamburg 1997.
- Société Royale [2002] Société Royale Belge de Géographie/Maison du Tourisme du Pays de Vesdre (Hg.): Itinéraire de l'eau et de la laine au Pays de Vesdre. [o.O., o.J., ca. 2002].
- Stender 1998 Detlef Stender: Am Ende einer Epoche – Die Betriebsschließung der Tuchfabrik Müller im Strukturwandel der Branche. In: Rainer Wirtz (Hg.): Industrialisierung – Ent-Industrialisierung – Musealisierung? (= Beiträge zur Industrie- und Sozialgeschichte 8). Köln 1998, S. 98-126.
- Stender 2001 Detlef Stender: Wüllenweber in Heimarbeit und Industrie. Tuchherstellung. In: G. Harzheim/M. Krause/D. Stender: Gewerbe- und Industriekultur in der Eifel. Touren zu Denkmälern, Landschaften und Museen. Köln 2001, S. 78-119.
- Timmermann 1987/88 Irmgard Timmermann: Handweberei in der Eifel – Niedergang und Versuche der Neubelebung seit dem Ende des 19. Jahrhunderts. Ein Erfahrungsbericht. Rheinisches Jahrbuch für Volkskunde 27 (1987/88), S. 117-151.
- Wieckhorst 2005 Thomas Wieckhorst: Wohnen statt Weben. Umnutzung einer Tuchfabrik in Euskirchen. Loftwohnungen. In: Bauhandwerk 11/2005, S. 24-34.
- Winkelman 2006 Arne Winkelman: Kulturfabriken. Zeichenwandel der Fabrik in der freien Kulturarbeit. Dissertation Humboldt-Universität zu Berlin 2007. [edoc.hu-berlin.de/dissertationen/winkelman-arne-2006-12-20/PDF/winkelman.pdf](http://edoc.hu-berlin.de/dissertationen/winkelman-arne-2006-12-20/PDF/winkelman.pdf).
- Zanger 2006 Octavia Zanger: Euskirchen: ehemalige Tuchfabrik Schiffmann. Investition in die Zukunft zahlt sich aus. In: Denkmalpflege im Rheinland 23 (2006), S. 23-26.

## RHEINISCHES JAHRBUCH FÜR VOLKSKUNDE

## INDUSTRIE-KULTUR STANDORTE IN NRW

Redaktion und Schriftleitung:  
H. L. Cox  
D.-M. Haverkamp